

## 1.5 Isolde Karle: Der Pfarrer im sozialen System

### Eerbtbes Vertrauen

1982 hat Manfred Josuttis schlagend die These vertreten, dass der Pfarrer „anders“ ist und hat damit viele begeistert. Weit stiller hat auch Pierre-Luigi Dubied zehn Jahre später noch einmal die Schwachheit des Pfarrers und so sein Anderssein herausgestellt.

Am Anfang des neuen Jahrhunderts hat sich die Atmosphäre deutlich verändert. In ihrem im Jahr 2000 erschienenen Buch beschreibt Isolde Karle den Pfarrer, der nicht anders, sondern sehr betont gleich ist wie andere. Die Pfarrer leisten einen wesentlichen Beitrag zur Funktionsfähigkeit des modernen Sozialsystems. Für Isolde Karle ist der Pfarrberuf eine „Profession“, die sich mit den Begriffen aus der soziologischen Theorie Niklas Luhmanns verstehen, als sinnvoll ausweisen und normgebend beschreiben lässt. Ob und wie weit die systemtheoretischen Begriffe Luhmanns die soziale Wirklichkeit sachgerecht zu fassen vermögen, wird dabei nicht gefragt. Dass die Leistungsfähigkeit dieser Theorie in der Theologischen Realenzyklopädie radikal in Frage gestellt worden ist<sup>374</sup>, wird nicht erwähnt. Auch auf die Vorstellungen über das Pfarramt, wie es vorangehende akademische Lehrer entfaltet haben, geht Karle nur beiläufig ein.<sup>375</sup> Insbesondere betreibt sie Theologie, etsi Carolus Barthus non daretur, als hätte es nie eine Ernst zu nehmende Kritik gegeben an Schleiermachers romantischer Begründung der kirchlichen Aufgabe.

Luhmanns Theorie beschreibt die moderne Gesellschaft als ein operativ einheitliches, funktional bestimmtes System unterschiedlicher Teilsysteme.<sup>376</sup> Dabei

---

<sup>374</sup> „Trotz hohen Theorieaufwands beider Modelle drängen sich Fragen auf, die keineswegs nur kontingente Einzelbeobachtungen, sondern deren Grundannahmen, Problemzuordnungen und Gesamteinschätzungen im Kern betreffen“, lautet das Urteil U. Barths über die wissenssoziologischen Theorien Thomas Luckmanns und die systemtheoretischen Darstellungen Niklas Luhmanns (TRE 29, 621, 23ff.).

<sup>375</sup> Die Abgrenzung von Josuttis geschieht knapp auf S. 13 u. 317f. Für dessen Willen zum eschatologischen Recht scheint sie kein Verständnis zu haben.

<sup>376</sup> Krause, Luhmann-Lexikon, S. 114f. Für das Folgende I. Karle, a.a.O., S. 31ff. Sie verweist auf D. Rössler und W. Steck, die vor ihr schon den Pfarrberuf als Profession thematisiert haben.

werden – im Unterschied zum Beispiel zu Wirtschaft, Kunst oder Sport und Unterhaltung – besondere soziale Funktionssysteme erkennbar, in denen akademische Berufe eine zentrale Stellung einnehmen: Erziehung, Bildung, Gesundheitswesen, Rechtspflege und Religion sind Handlungsfelder, in denen akademisch gebildete Berufsleute „professionell“ ihre Aufgaben versehen. Rudolf Stichweh beschreibt in seiner „Professionssoziologie“, wie diese Berufe ihre Funktionalität gefunden haben in dem Prozess der sozialen Ausdifferenzierung, der mit dem Entstehen der modernen Gesellschaft verbunden war. Wo genau die Grenzen gehen, ob beispielsweise Sozialarbeiter zu den Professionen zu zählen seien, bleibt in der Wissenschaft umstritten. Unbestritten ist, was sich mit einem weiten Blick über die geschichtliche Entwicklung festhalten lässt: aus der Gliederung der spätmittelalterlichen Universität lassen sich die drei akademischen Berufe des Mediziners, des Juristen und des Theologen herausheben, die sich mit je unterschiedlichen Methoden unterschiedlichen Aufgaben widmen. Ihnen gemeinsam ist, dass sie ein bestimmtes, für Aussenstehende kaum zu überprüfendes Wissen und Können voraussetzen, und dass sich dabei akademische Kenntnisse mit dem wachsenden Erfahrungsschatz der Berufstätigkeit zu einer Kunstfertigkeit formen. Diese lässt sich begrifflich-abstrakt kaum fassen, sie wird in der Form von praktischem „Handwerkszeug“ im persönlichen Kontakt einer mündlichen Tradition weitergegeben<sup>377</sup>. Eine fachgerechte Kontrolle der Arbeitsleistung ist deshalb schwierig, sie kann fast nur von Berufsgenossen geleistet werden. Deshalb haben diese „Professionen“ versucht, eine Selbstkontrolle in Form einer hohen Standesethik zu etablieren und bilden zum Teil Berufsverbände, die fehlbare Mitglieder disziplinieren und ausschliessen.<sup>378</sup> Dabei ist ohne weiteres zu konstatieren, dass im Vergleich zu Ärzten und Juristen die Pfarrer am wenigsten tun, um ihren Beruf selber sozial zu vertreten und standesmässig zu kontrollieren.

Zu den von der mittelalterlichen Universität geformten Berufen sind im Verlauf der sozialen Entwicklung andere Berufe hinzugekommen, die eine ähnliche Stellung einnehmen. Isolde Karle nennt vor allem die Lehrerinnen und Lehrer. Diese „Professionen“ zeichnen sich nach den Theorien Luhmanns und Stichwehs dadurch aus, dass sie über eine Schlüsselrolle, ja, über ein Monopol der Vermittlung und Deutung verfügen, und dass sie etwas Wesentliches voraussetzen: das Vertrauen derer, die ihren Dienst in Anspruch nehmen. Wer einen Anwalt nimmt, tut dies, weil er sich im Prozess der Rechtsfindung nicht selbständig zu bewegen vermag, und er kann deshalb dem Juristen wohl Vorschläge machen, was auf welche Weise zu tun wäre, aber im Wesentlichen muss er sich dem Vorgehen des Beauftragten anvertrauen. Ebenso gilt es für den Kranken, der sich in ärztliche Behandlung begibt, und für die Trauerfamilie, die sich an einen Pfarrer

---

<sup>377</sup> W. Steck, *Der Pfarrer zwischen Beruf und Wissenschaft*, S. 18 u. 30

<sup>378</sup> Rössler, *Grundriss*, S. 441

wendet, damit dieser eine kirchliche Feier gestalte. Die Schüler können nicht wissen, welcher Stoff ihnen auf welche Weise dargelegt werden muss, um sie für ihre Lebensaufgaben auszurüsten, und so ist es auch an den Pfarrern zu entscheiden, welches Liedgut gepflegt und lebendig erhalten werden soll und welche kirchlichen Bräuche im Hinblick auf die Wechselfälle des Lebens tragfähig sind und deshalb eingeübt sein wollen.

Als Vertreter einer Profession dürfen sich die Pfarrer bewusst sein, dass sie soziale Aufgaben erfüllen, die niemand sonst zu leisten vermag: sie vermitteln Inhalte, die sich nur auf diese Weise vermitteln lassen, und leisten so einen unverzichtbaren Beitrag zum Bestand der Gesellschaft. Insbesondere den Medien und ihrer sozialen Prägestkraft gegenüber hält Isolde Karle fest, dass die Pfarrer durch ihre berufliche Tätigkeit keine fiktive, sondern authentische Öffentlichkeit herstellen. Während die Massenmedien Einheitlichkeit und Objektivität suggerieren, die sich mühelos manipulieren lassen, führt der Beruf des Pfarrers Menschen zu „leibhaft“ realen Gemeinschaften zusammen, die von pluralen Subjektivitäten gezeichnet sind und sich nur schwer zu einheitlich ausgerichteten Mengen manipulieren lassen: Pfarrer „stellen körperlich und wahrnehmbar Religion und Kirche dar und inszenieren das Evangelium“, das Evangelium aber schafft kein künstliches Massenevent, sondern eine authentische (und darum an Zahl oft nur kleine) Öffentlichkeit.<sup>379</sup>

Damit ist gesagt, was nach dem systemtheoretischen Verständnis Luhmanns der spezifische Beitrag ist, den die Pfarrer zum Funktionieren des sozialen Systems leisten: sie kultivieren das religiöse Vertrauen. Die Professionen vermitteln „kulturell anspruchsvolle und identitätsrelevante Sachthematiken“. „Der Arzt versucht dabei, zur Gesundheit zu verhelfen, die Richterin zum Recht und der Pfarrer oder die Pfarrerin zum Glauben. Konkret bedeutet dies im evangelischen Kontext, dass das *Wort Gottes* im Mittelpunkt des pastoralen Dienstes steht.“<sup>380</sup>

In dieser berufssoziologischen Perspektive wird begrifflich fassbar, inwiefern sich die vermittelnde Tätigkeit der Pfarrer unterscheidet von der Fülle medialer Angebote, die neben den Kirchen Religion und Glauben zu einem Thema machen. Journalisten etwa müssen ihre Botschaften nicht in einem leibhaft präsenten Sozialgefüge zur Sprache bringen, und sie müssen sich nicht ausweisen, dass ihre Anliegen sich behaupten können in einem institutionell geordneten Diskurs rationaler Argumente. Es muss sich nicht zeigen, ob ihre Aussagen für bestimmte Menschen an ihrem bestimmten Lebensort hilfreich sind. Vielmehr bewegen sie sich frei von den Lasten der Tradition und bekommen nur von ferne zu spüren, mit welchen vertrauensvollen Erwartungen und mit was für eingeschliffenen Vorurteilen ihre Botschaften aufgenommen werden. Im Vergleich zur sozialen Aufgabe

---

<sup>379</sup> A.a.O., S. 68ff.

<sup>380</sup> A.a.O., S. 169

der Pfarrer bewegen sich die medialen Angebote in einem eher kognitiven und damit auch schnelllebigeren Bereich und haben kaum eine Möglichkeit, sich über die Jahre hin in einem lebendigen Austausch mit Menschen vor Ort zu entfalten und entsprechende Wurzeln im Denken, Wollen, Tun und Leiden der Generationen zu schlagen. Der Pfarrer begegnet Menschen, die mit den Kirchenliedern Paul Gerhardts durch glückliche und leidvolle Zeiten gegangen sind, er liest mit seinen Konfirmanden die Psalmen und erlebt unmittelbar mit, wie sie im Verlauf eines Unterrichtsjahres in die fremde Welt dieser Worte hineinwachsen, und er tut seinen Dienst in einem Kirchengebäude und auf einem Friedhof, mit dem sich für viele Menschen undurchdringlich dichte Erinnerungen verbinden. Lange bevor er selber etwas leistet, vertritt er im Sozialgefüge eine religiöse Wahrheit, die mit ihren geschichtlichen Wurzeln und ihrer menschlichen Einbindung ungleich tiefer greift als er selber oder seine medialen Konkurrenten das leisten können.

Aus der Sicht der Professionssoziologie ist es dabei entscheidend, dass die Pfarrer diese ihre Aufgabe im Rückbezug auf die akademische Bildung und im „Vorbezug“, wenn man so sagen will, auf die Praxis einer entsprechenden „Elite“ erfüllen.<sup>381</sup> Der Pfarrerberuf ist eine Frucht der europäischen Sozialgeschichte. Er gehört in das kulturelle Erbe, das sich durch viele Brüche je wieder in einem labilen Gleichgewicht stabilisiert und einige geschichtliche Momente lang den Menschen Geborgenheit, Halt und scheinbar selbstverständliche Orientierungsmuster darbietet. Zu diesem Erbe aber gehört, unverzichtbar, dass entscheidende Erkenntnisprozesse durch die Universitäten und ihre methodisch disziplinierten Diskurse geformt werden. Der europäische Sozialkörper ist bis heute davon geprägt, dass Realitäten und Ziele, die für das gemeinsame Leben grundlegend sind, von Menschen vertreten werden, die dieses Grundlegende durch ein universitäres Studium zu verstehen gelernt haben. Durch die Präsenz von akademisch geschulten Menschen an sozialen Schlüsselpositionen wird im gesamten gesellschaftlichen Leben ein rational differenzierender Zugang wirksam.

Das formt die professionellen Praktiker, es verpflichtet aber auch ihre akademischen Lehrer. Die Professionen leben davon, dass an den Universitäten ein Wissen kultiviert wird, das sich in einer recht präzise umrissenen beruflichen Tätigkeit bewähren muss. Die universitären Lehrer leben deshalb ebenso sehr oder vielleicht noch mehr davon, dass dieses Wissen sozial relevant bleibt. Aus soziologischen Gründen dürfen sie das spezielle Fachwissen nicht nur in akademischer Freiheit prüfen und je neu werten. Es muss ihnen auch ein Anliegen sein, dass dieses Wissen zum Tragen kommt in den sozialen Abläufen, für die es bestimmt ist, dass es also „leibhaftig“ vertreten und wirksam gemacht wird im Sozialkörper durch die Menschen, deren akademische Ausbildung ihnen anvertraut ist. Es ist

---

<sup>381</sup> A.a.O., S. 178f.

soziologisch gesehen verantwortungslos, wenn es, wie Ernst Lange klagt<sup>382</sup>, die Theologieprofessoren nicht ernsthaft kümmert, was aus ihren Einsichten in der kirchlichen Praxis wird. „Die moderne universitäre Theologie ist insofern schlecht beraten, wenn sie meint, ihren funktionalen Bezug auf die kirchliche Praxis und die professionellen Handlungsvollzüge von Pfarrerinnen und Pfarrern vernachlässigen zu können oder als Engführung abwerten ... zu müssen“, schreibt Isolde Karle<sup>383</sup>.

In diese Sicht auf die soziale Stellung des Pfarrberufes passt Schleiermachers „Kurze Darstellung des theologischen Studiums“ wie gegossen.<sup>384</sup> Auch Schleiermacher unterscheidet zwischen Theorie und Praxis und geht davon aus, dass es in der akademischen Lehre zum einen darum gehe, die Inhalte in ihrer wahren Bedeutung kennen zu lernen, und zum andern – untrennbar damit verbunden – darum, dass diese Inhalte in der kirchlichen Praxis sachgerecht vermittelt werden und im Leben vieler Menschen ihre Relevanz erweisen. Daraus ergibt sich eine widersprüchliche Situation, die in der älteren pastoraltheologischen Literatur gelegentlich thematisiert wird: In der Theorie Schleiermachers wird systematisch die Praxis der Theorie übergeordnet; auf dem Lebensweg und in der beruflichen Tätigkeit der Pfarrer aber ist es so, dass die akademische Prägung den pastoralen Erfordernissen vor- und übergeordnet ist. Die Pfarrer sind und bleiben Akademiker, auch wo das Akademische ihre berufliche Tätigkeit umständlich und abstrakt macht oder ihr die überzeugende Kraft raubt. In der Diskussion unter den Professionssoziologen kommt diese Problematik zur Sprache, wenn sie sich darüber streiten, ob die Professionen tatsächlich Wissenschaften im vollen Sinne des Wortes seien. Stichweh ist der Meinung, dass die Professionen um ihrer sozialen Leistungsfähigkeit willen Dogmatiken entwickeln müssen, die eine volle akademische Freiheit des Forschens verunmöglichen.<sup>385</sup> Damit ein soziales System seine interne Kommunikation sicherstellen und die Beteiligten auf ein gemeinsames Tun und Lassen ausrichten kann, muss die Wahrnehmung der Tatsachen eingeschränkt und die Erkenntnis auf die praktischen Ziele ausgerichtet werden. Das setzt der akademischen Forschung von Anfang an enge Grenzen und legt ihre Fragestellungen immer schon inhaltlich fest, so sehr, dass sich kein interesseloses oder gar grundsätzlich systemkritisches Erkenntnisstreben entfalten kann. Um der beruflichen Ausbildung willen ist zu akzeptieren, dass die akademische Forschung, die den

---

<sup>382</sup> O. Anm. 147

<sup>383</sup> A.a.O., S. 179

<sup>384</sup> Dabei ist auch für Schleiermacher der weite Blick über die geschichtliche Herkunft der akademischen Disziplinen entscheidend: er sieht klar die formalen Gemeinsamkeiten, die im Kosmos des akademischen Wissens Jurisprudenz, Medizin und Theologie herausheben, und nennt sie „positive Wissenschaften“ (a.a.O., S. 181). Vgl. dazu Ch. Grethlein/M. Meyer-Blanck, *Geschichte der Praktischen Theologie*, S. 7f.

<sup>385</sup> A.a.O., S. 183

Professionen dient, immer in eine dogmatisch vorgeprägte Wahrheit führt. Dies nicht nur in der Theologie, sondern auch in der Medizin und Jurisprudenz.

Isolde Karle vertritt dagegen die Meinung, die theologische Forschung müsse zwar in der praktischen Ausrichtung auf das kirchliche Leben bezogen, in der inhaltlichen Füllung aber frei für das Geschäft der rationalen Kritik bleiben. Sie formuliert das ausdrücklich im Widerspruch zu Stichweh und im Wissen um die Bedenken der alten Pastoraltheologen.<sup>386</sup> „Mehr als es sinnvoll erscheinen mag“, schreibt sie, gehöre es zur Freiheit des Theologiestudiums, „dass man auf den Universitäten verderben darf“.<sup>387</sup> Karle will das Feld der theologischen Forschung so weit offen halten, dass im Lehr- und Forschungsbetrieb auch Themen erörtert werden, deren Nutzen für die kirchliche Praxis nicht auf der Hand liegt, und dass dabei grundsätzlich das Recht und die Wahrheit des Glaubens in Frage gestellt werden kann. Für diese Sicht kann sie den guten („apologetischen“) Grund in Anspruch nehmen, dass eine Wahrheit glaubwürdiger dasteht, wenn deren Vertreter durch eine akademische Ausbildung gegangen sind, in der umfassend alle, auch radikalste Infragestellungen zugelassen sind. Es spricht sehr für die theologische Wissenschaft, dass in ihr, anders als in vielen Naturwissenschaften, nicht nur Fragen gestellt werden, die einem einsichtigen Zweck dienen.<sup>388</sup> Im Hinblick auf die „katechetische“ Aufgabe, eine neue Generation von Theologen in die Erkenntnisse des Glaubens einzuführen, müsste es aber auch Isolde Karle nachdenklich stimmen, dass ein Soziologe wie Stichweh es als unmöglich erachtet, den kritischen Blick für alle und alles offen zu halten und gleichzeitig ein kohärentes Wissen aufzubauen, das ein soziales System lebens- und tragfähig erhält. Ein flüchtiger Blick in die religiöse Realität der Gegenwart macht dieses Problem anschaulich: in den evangelischen Grosskirchen vertreten die Amtsträger ein derart breites Spektrum an Meinungen, dass die soziale Bindekraft dieser Kirchen schwindet und ihre Glaubenstradition verblasst.<sup>389</sup> Den Freikirchen und charismatischen Gemeinden, deren Prediger durch eine dogmatische Schulung statt durch eine akademische Kritik gehen, gelingt es oft besser, Menschen in den Tiefen des Herzens zu berühren und sie zu einer Gemeinschaft zu verbinden, in der ein überblickbarer Kanon von Überzeugungen, Zielvorstellungen und abgelehnten Möglichkeiten sie gemeinschaftlich ausrichtet.

<sup>386</sup> Kutter, *Wir Pfarrer*, S. 10; Löhe, *Der evangelische Geistliche*, § 5, S. 27

<sup>387</sup> I. Karle, a.a.O.

<sup>388</sup> Vgl. die entsprechende Klage Adolf Portmanns über die Entwicklungen in der modernen Biologie, u. Teil 2, Anm. 924

<sup>389</sup> Das dokumentieren nicht nur laienhafte Klagen darüber, dass die Volkskirche nur mehr ein „Abklatsch unserer zerfaserten, profillosen Gesellschaft“ sei, und dass an diesem Zustand die akademische Theologie einen wesentlichen Anteil habe, wie sie der deutsche Politiker Hans Apel ins Wort fasst (*Volkskirche ohne Volk*, S. 72). Auch Ernst Lange und Thies Gundlach haben das mit professionellem Sachverstand formuliert (o. Anm. 151 u. 63).

## Komplexität reduzieren

Jedes soziale System kann seine Aufgabe nur erfüllen, indem es „Komplexität reduziert“<sup>390</sup>. Das ist eine der Kernaussagen Luhmanns, mit der er zu beschreiben versucht, wie die moderne Gesellschaft und ihre Subsysteme funktionieren. Damit vermag er den Blick auf Abläufe zu lenken, die sonst unbeachtet blieben.

Was die Menschen als „Wirklichkeit“ umgibt, ist „überkomplex“. Es ist für niemanden möglich, sich in der unüberblickbaren Fülle von Informationen, Fakten, Ereignissen und möglichen Entwicklungen zu orientieren. Die Komplexität muss „reduziert“ werden. Das geschieht in modern ausdifferenzierten Gesellschaften dadurch, dass einzelne Sozialsysteme aus der Überfülle der Informationen diejenigen herausgreifen, die für ihr Funktionieren von Belang sind. Jede Familie, jeder Freundeskreis, jede Firma kann nur leben und etwas leisten, wenn sie die wirre Vielfalt des Wirklichen zu einem Kosmos von bekannten und begriffenen Wahrheiten zu ordnen vermögen. Im sozialen System der sportlichen Unterhaltungskultur beispielsweise werden die Ereignisse, Ziele und Informationen auf ein Mass reduziert, das der Mensch aufnehmen, mit seinen Leidenschaften begleiten und mit einem eigenen Urteil umfassen kann. Ebenso ist es mit dem sozialen System Krankenfürsorge, in dem die öffentliche Hand und die medizinischen Fachpersonen jeden Menschen mit gerade den Informationen versorgen, die für ihn relevant sind. Dass dabei immer viele Fakten als irrelevant beurteilt werden und unbeachtet bleiben, ist offensichtlich. Die überkomplexe Wirklichkeit wird reduziert auf das, was für eine bestimmte Lebensleistung als massgeblich erachtet wird.

In diesem Geschehen erfüllen die Professionen ihre unverzichtbare Aufgabe: je auf die spezifischen Lebensbereiche bezogen, für die sie die Verantwortung tragen, reduzieren sie die Komplexität der Wirklichkeit in der Weise, dass ein menschliches Denken und Handeln darin möglich wird. „Funktionale Eliten“ entscheiden darüber, welche Informationen aufgenommen und nach welchen Kriterien und Prioritäten verarbeitet werden. Andere Elemente bleiben aussen vor, erhalten keinen Einfluss im System.

Für das gesamtgesellschaftliche Leben ist grundlegend, dass jedes System seine spezifischen Aufgaben erfüllen und andere Aufgaben in anderen Systemen aufgehoben sehen muss. Wo Systeme in andere übergreifen, fällt die moderne Gesellschaft in ein vormodernes Verhalten zurück, in dem einzelne Menschen sich auf eine archaisch undifferenzierte Weise für alle und alles zuständig fühlen.

---

<sup>390</sup> D. Krause, Luhmann-Lexikon, S. 8f. „Systembildung“ ist zu sehen „als evolutive Antwort auf eine sonst nicht übersehbare und beherrschbare Fülle unbestimmter Möglichkeiten“ (a.a.O., S. 137).

In den Kirchen z. B. geht es nicht, wie in der Wirtschaft, darum, dass bestimmte Produkte hergestellt und verkauft werden, oder dass ein Rechtsstreit juristisch entschieden werden kann. Die Kirchen sind das soziale System, in dem der Glaube tradiert wird. Viele Dimensionen der Wirklichkeit können und müssen deshalb in diesem religiösen Sozialsystem unbedacht bleiben. Die Kirchen reduzieren die komplexe Wirklichkeit auf das, was für den religiösen Glauben relevant ist. Und in diesem Geschehen kommt den Pfarrern die Schlüsselrolle zu. Sie sind dafür verantwortlich, dass aus den unüberschaubar wirren Gegebenheiten diejenigen Informationen in das religiöse System Kirche aufgenommen werden, die den Glauben schaffen und am Leben erhalten.

Das erklärt, weshalb sich die Pfarrer professionssoziologisch gesehen lächerlich machen, wenn sie ein „prophetisches Wort“ zu Ereignissen in Politik, Wirtschaft oder Kunst zu sprechen versuchen. Es fehlt ihnen das professionelle Wissen, das nötig wäre zu einem solchen Unterfangen. Die Pfarrer sind Teil des religiösen Systems, und wenn sie professionelle Pfarrer sein wollen, halten sie sich an die Grenzen der neuzeitlichen Religiosität.

Denn auch innerhalb der religiösen Erscheinungen muss die Komplexität reduziert werden, und in diesem Geschehen tragen die Pfarrer ihre hohe Verantwortung. Zunächst ist festzustellen, dass vorangehende Generationen die religiöse Komplexität schon massgeblich reduziert haben. Es gab und gibt ja z. B. eine unübersehbare Fülle von religiöser Literatur. In den Kirchen ist diese Komplexität massiv reduziert worden durch den Kanon der biblischen Schriften. Aber auch die Bibel bietet noch immer einen überkomplexen Zugang zu einer Vielfalt von geschichtlichen, ästhetischen, rituellen, und auch wieder zu wirtschaftlichen, politischen und lebenspraktischen Realien. Auch diese biblische Komplexität muss um der sozialen Kommunikation willen reduziert werden. Das geschieht zum Beispiel durch die konfessionellen Entscheidungen: Luthers Katechismus reduziert die biblische Botschaft auf fünf als zentral beurteilte Stücke, die evangelische Frömmigkeit pflegt in ihrem Liedgut vor allem das glaubende Vertrauen, und in der täglichen religiösen Praxis werden Aktivitäten wie Fasten, Wallfahrt und Almosen zurückgedrängt zugunsten der Forderung alltäglicher Nächstenliebe.

Die Komplexität des Lebens und der biblischen Vorgaben wird auf diese Weise reduziert. Das ist soziologisch gesehen notwendig, wenn sich das Glaubensleben funktionsfähig entfalten soll. Wenn die Informationen, die in einem sozialen System kursieren, überkomplex, unhandlich disparat und divergierend bleiben, zerfällt dieses System, weil sich weder verlässliche Zusagen noch gemeinsame Absichten etablieren können.

In den evangelischen Kirchen sind es das Bekenntnis zur Bibel und die konfessionellen Traditionen, die in dieser Weise „Komplexität reduzieren“. Die Pfarrer aber sind durch ihre Profession gehalten, an den Eingangspforten zu diesem

System darüber zu wachen, dass diejenigen Informationen aufgenommen und in Umlauf gebracht werden, die das soziale System nötig hat, damit es lebensfähig seine Funktionen wahrnehmen, den Glauben schaffen und erneuern kann. Die Pfarrer entscheiden, was sie mit ihren Predigten zu einem Thema im innerreligiösen Diskurs machen, welche Kenntnisse sie im Konfirmandenunterricht weitergeben (und welche sie wegreduzieren) und worauf sie in den Seelsorgegesprächen Bezug nehmen. So reduzieren sie die Komplexität der Wirklichkeit auf das, was für das religiöse System Kirche und seine soziale Aufgabe, die Vermittlung des Glaubens, von Bedeutung ist.

Es ist offensichtlich, dass diese soziologische Beschreibung reale Abläufe im kirchlichen Leben zutreffend wiedergibt.<sup>391</sup> Man könnte sagen, dass Ernst Lange gescheitert ist an der Aufgabe, die Komplexität der modernen Erkenntnisse zu reduzieren auf das, was den kirchlichen Auftrag zu erfüllen hilft, und dass auf der anderen Seite Vater und Sohn Schwarz ein so zuversichtliches Bild von den pastoralen Möglichkeiten zeichnen, weil sie die Komplexität des kirchlichen Lebens reduzieren auf die eine Frage, wie die Menschen zu einer persönlichen Beziehung zu Jesus finden. Auch Josuttis reduziert die Komplexität: in seinem Frühwerk auf die Frage der sozialkritischen Predigt, in seinem Spätwerk auf die eines kraftvollen religiösen Lebensstroms. Und Pierre-Luigi Dubied reduziert die Fragen des Pfarramtes auf die, wie das Leben existentiell gedeutet werden kann mit der Botschaft des Kreuzes.

Solche Reduktionen sind unumgänglich. Das Leben kann sich nur in solchen künstlich konstruierten Räumen von postulierten Wahrheiten entfalten, in dem Vertrauen, dass die grundlegenden Entscheidungen, die dieses soziale System formen, rechtmässig sind und die wegreduzierten Dimensionen dem Leben nichts nehmen, das entscheidend wäre.

An diesem Punkt kann sich, aufgeschreckt von der systemtheoretischen Aufklärungsarbeit Luhmanns, der abgründige Zweifel melden, ob man nicht in einem sozialen System lebt, das nur eben konstruiert ist und bedient wird, damit es funktioniert, ohne dass Menschen mit einer bebenden Liebe fragen nach dem, was gerecht und gut ist, und darum ohne die Möglichkeit, dass jemand die Tür auf tut zu Möglichkeiten, die zu Unrecht aus der systemimmanenten Wahrnehmung verdrängt worden sind. Es ist der Verdacht, dass ein möglichst reibungsloses soziales Funktionieren erkaufte wird um den Preis der Vergleichültigung von Wahrheit und Recht.

---

<sup>391</sup> In seiner Darstellung der frühen Kirchengeschichte beschreibt Ch. Marksches das Ineinander von Macht und Wahrheitserkenntnis mit dem klassischen Begriff der Institutionsbildung, wobei er diesen Begriff deutlich offener halten will als den „juristisch gefärbte[n] vom Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts“ (Kaiserzeitliche christliche Theologie, S. 34).

Luhmann selber nährt diese Unruhe, indem er seine Erkenntnisse ausdrücklich entfaltet im Widerspruch zu allen idealistischen Bildern von „Aufklärung“ und allgemein menschlichen Wahrheitserkenntnissen. Die Erkenntnis der Wahrheit, meint er mit einem distanzierenden Blick auf die entsprechenden sozialen Abläufe, entspringt nicht einer Vernunft, an der alle Menschen in gleicher Weise beteiligt sind. Was in einem Sozialkörper als Wahrheit erscheint, ist vielmehr institutionell vermittelt. Wahrheitsanspruch und reale oder vermeintliche Wahrheitserkenntnis sind immer auch Fragen der Macht: Was kann sich sozial etablieren als Wahrheit? Was wird von den Fachwissenschaftlern aufgenommen und weiter bearbeitet, und was wird durch die Medien zu einer Sache des allgemeinen Interesses gemacht?

Der naive Idealismus, der davon ausgeht, dass die erkannte Wahrheit in sich die Macht hat, sich den Menschen als unabweisbar aufzudrängen, wird durch diese soziologische Aufklärung erschüttert. Welche Momente der Wirklichkeit sozial zur Geltung kommen, erscheint als eine Frage der Funktionalität: welche Informationen sind nützlich?<sup>392</sup> Rein praktisch ist es oft eine kleine Schar von Wissenschaftlern, die ihre Schulen bilden und in den entsprechenden Publikationsorganen darüber entscheiden, welche Erkenntnisse weiter verarbeitet, und welche zur Seite geschoben werden. Auch wenn die universitären Fakultäten von keinen dogmatischen Vorgaben eingeengt werden, ist es doch oft nicht das neugierig stauende, interesselose Forschen, von dem das Ringen um die Wahrheitserkenntnis angetrieben wird, sondern es können wirtschaftliche oder schicht- oder geschlechtsspezifische, aber auch nur Interessen der persönlichen Karriere sein, die darüber entscheiden, was im Sozialkörper als Wahrheit erscheint.

Eine solche Sicht auf den Prozess der Wahrheitsfindung macht manches bewusst, das vom idealistischen Denken verdrängt wird, und fördert nolens volens eine zynische Grundstimmung. Wenn sich allgemein die Meinung breit macht, die Wahrheit habe nicht in sich selber die Kraft, sich den Menschen aufzudrängen, auch gegen ihre Interessen, und wenn es demnach keinen zwingenden Grund gibt, die Wahrheit zu suchen und sich ihr zu beugen solange es Zeit ist, auch gegen einen augenblicklichen Vorteil, dann schwindet das Vertrauen in das Gegebene, und die Liebe wird ausgekühlt von dem Verdacht, ihre Kosten und ihren Nutzen müsste man erst noch berechnen.

Für die Pfarrer ist es besonders fatal, wenn sie in eine solche zynische Sicht gleiten. Dann erscheinen sie vor sich selber als diejenigen, die elitär, womöglich

---

<sup>392</sup> „Bei Luhmann wird die evolutionäre Selbstbeweglichkeit der funktional differenzierten Gesellschaft zu einem normativen Kriterium. Durch diese Normativierung soll jede Kritik delegitimiert werden, die sich gegen die faktische Ausprägung der funktionalen Differenzierung der Gesellschaft richtet.“ Moralische Kommunikation wird als „kognitionslose“ Veranstaltung perhorresziert (D. Martin, S. 192).

nur geleitet von dem Interesse ihrer pfarrherrlichen Macht, darüber entscheiden, was in der Kirche gehört und erkannt werden muss und was nicht. Sie stehen da als diejenigen, die eine komplexe religiöse Wirklichkeit reduzieren mit dem Ziel, im Glaubensleben der Kirche eine Verständigung und ein gemeinsames Handeln möglich zu machen. Unweigerlich werden sie sich selber und ihre Standesgenossen verdächtigen, dass sie die komplexe Wirklichkeit so manipulieren, dass diese für den Glauben förderlich oder wenigstens erträglich, auferbauend, nicht beunruhigend und nicht verunsichernd ist, und dass die Gemeinschaft nicht gestört wird von Erkenntnissen, die Hader und Streit statt Einmütigkeit und ein gemeinschaftliches Wollen mit sich bringen (und dass bei all dem nicht in Frage gestellt wird, dass es sie, die Pfarrer, als zentrale Wahrheitsvermittler braucht). . .

So kann der Pfarrer befallen werden von dem Verdacht, dass die religiöse Wahrheit, die er vertritt, nichts anderes ist als ein soziales Konstrukt, das die komplexe Wirklichkeit auf ein religiös erbauliches Mass reduziert und damit ein möglichst friedliches Funktionieren der Gesellschaft zu sichern hilft.<sup>393</sup> Isolde Karle moniert zu Recht, dass die Vertreter des philosophischen Idealismus gegen die Gefahr von Relativismus und Nihilismus in eine „verblüffende emotionale Kampf- und Kriegessemantik“ verfallen und dabei ihre „postmodernen“ Gegner auf eine vereinfachende, ja, verfemende Weise beschreiben.<sup>394</sup> Sie selber lässt sich aber nicht ein auf die Fragen, die nach dem 1. Weltkrieg in der Theologie Karl Barths und später noch wieder in der sog. 68er-Bewegung laut geworden sind: ob, wann und wie denn eine Wahrheit das Recht und die Pflicht hat, die etablierte Sozialordnung radikal in Frage zu stellen? Wenn aber diese Fragen nicht aufbrechen dürfen, ist nicht ersichtlich, wie sich die westliche Kultur von dem langen Schatten einer

<sup>393</sup> In einer frühen Auseinandersetzung mit der Systemtheorie Luhmanns führte Jürgen Habermas 1971 noch einmal das Argument einer idealistischen Rationalität gegen die Absolutsetzung eines funktionalen Wahrheitsverständnisses ins Feld (Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie, S. 225). Ob es sich dabei tatsächlich nur um „anfängliche Vorbehalte gegen die Systemtheorie“ handelte, die sich seither „beseitigen liessen“ (D. Horster, S. 290), und ob also beispielsweise die Vermittlung mit Schleiermachers idealistischem Denken tragfähig ist, wie Eilert Herms annimmt (Das Problem von „Sinn“, S. 194ff.) scheint eher fraglich. Anlässlich der Verleihung des Hegel-Preises 1989 an Luhmann mündet Robert Spaemanns Laudatio in eine (selbst-)kritische Offenheit: „Soziologen – und nicht zuletzt Luhmann – haben nicht nur über latente Funktionen, sondern auch über die Funktion der Latenz nachgedacht, über Funktionalität und Dysfunktionalität von Aufklärung über Latenz, und von Aufklärung über die Funktion dieser Aufklärung. In diesem Wettlauf der Reflexion mit sich selbst ist der Anspruch der Philosophie, adäquate Selbstbeschreibung der Gesellschaft zu sein, längst auf der Strecke geblieben. Was das für sie, die Philosophie, selbst bedeutet, ist noch nicht ausgemacht“ (Paradigm lost, S. 72f.). Habermas behauptet noch 1989, „dass die Systemtheorie immer schon mit zynischer Distanz gefasst hat, womit die poststrukturalistischen Opponenten noch zu kämpfen haben“ (U. Stäheli, Sinnzusammenbrüche, S. 15).

<sup>394</sup> ThLZ 124 (1999), Sp. 941f., zu Maureen Junker-Kennys Habilitationsschrift über die praktisch-theologische Relevanz von Jürgen Habermas' Diskurstheorie.

sophistischen Sozialtechnik frei machen soll. Wie soll die liberale Gesellschaft lebensfähig (und das heisst: auch kampfes- und leidensbereit) bleiben, wenn die religiöse Wahrheit nicht zur Geltung kommen darf, wo sie die Komplexität erhöht und den sozialen Frieden stört?

### Kulturoptimismus

Isolde Karle kann zeigen, wie das professionssoziologische Verständnis des Pfarrerberufes sich nahtlos in das Verständnis der theologischen Aufgabe fügt, die Friedrich Schleiermacher dem neuzeitlichen Protestantismus zur Aufgabe gemacht hat: die theologische „Professionselite“ formt das religiöse Wissen, inhaltlich und formal, so dass es dem Glauben, und das heisst: dem Aufbau eines frommen Selbstbewusstseins, dient.

Inhaltlich füllt Isolde Karle die abstrakt beschriebene Aufgabe der Traditionsvermittlung beispielhaft mit dem Verständnis der liturgischen und der religionspädagogischen Aufgabe, wie sie Meyer-Blanck und Schmidt entfalten<sup>395</sup>. Dabei betont sie eindringlich, dass die Pfarrer der „Sachthematik“ nicht ausweichen und diese nicht „verundeutlichen“ dürfen: es ist ihre Aufgabe, in die fremde Welt der biblischen Texte und in die überlieferten Formen der kirchlichen Frömmigkeit einzuführen, und diese Aufgabe ist so aktuell und zeitgemäss wie eh und je. Denn die menschliche Identität, hält sie gegen die Meinungen aufklärerischer Religionspädagogen fest, „wächst nicht natürlich wie von selbst von innen heraus“, sondern „vielmehr von aussen nach innen“.<sup>396</sup>

Das ist eine Erkenntnis, die es festzuhalten gilt und die auch für den weiteren Gang der hier vorliegenden Arbeit eine Voraussetzung ist. Die Stärkung der Persönlichkeit ist nicht etwas, das in erster Linie durch die Befreiung von Vorurteilen und einen ungehinderten, „natürlichen“ Zugang zu den eigenen Seelenkräften geschieht. Ganz deutlich wird das in theologischer Perspektive: Der Glaube, der einen Menschen vor das Angesicht Gottes stellt und ihm so die Würde der Gotteskindschaft verleiht, ersteht nicht aus dem Innern dieses Menschen. Er kommt vom Hören (Röm 10,17). Die Erkenntnis, die frei macht, ergibt sich aus dem Bleiben im Wort, das Jesus seinen Jüngern darbietet (Joh 8,31ff.). Auch die Freiheit, seine individuelle Persönlichkeit zu entdecken, zu bejahen und selbstkritisch zu entfalten, setzt ein kulturelles Umfeld voraus, das den Stoff für die intellektuelle, emotionale und voluntative Entwicklung dieser Persönlichkeit bietet. Wer weise und klug werden will, hört und nimmt auf, was Vater und Mutter zu sagen haben (Spr 1,5ff.). Um seine persönlichen Kräfte zu sammeln, und um zu einem

---

<sup>395</sup> Der Pfarrerberuf, S. 215ff.

<sup>396</sup> A.a.O., S. 212ff.

mündigen Glauben zu finden, muss ein Mensch von aussen genährt, gestärkt und geformt werden durch Geschichten, Lehrinhalte und Lebensformen.

Das betont Isolde Karle nachdrücklich. Aber obgleich sie die Bedeutung der „Sachdimension“ breit entfaltet, bleibt der Eindruck einer eigentümlichen inhaltlichen Abstinenz. Es könne nicht Aufgabe einer praktisch-theologischen Arbeit sein, schreibt Karle, die dogmatischen Inhalte näher zu bestimmen.<sup>397</sup> In ihrer Darstellung bleibt es deshalb grundsätzlich offen, ob die praktisch-theologischen Beschreibungen überhaupt die dogmatischen Inhalte fassen, ob also der Glaube, wie er von den biblischen Texten geformt wird, überhaupt Platz findet in den Formen, die ihm von dem soziologischen System Luhmanns dargeboten werden. Isolde Karle unternimmt keinen Versuch, das auszuweisen.

Augenfällig wird diese inhaltliche Leere an dem Punkt, an dem die Ordination und mit ihr das Ordinationsgelübde und damit die inhaltliche Füllung der professionellen Aufgabe der Pfarrer zur Sprache kommen sollte. Das geschieht nicht. Das Problem der Ordination wird nur in formaler Hinsicht erörtert, insofern das Neben- und Miteinander von ordiniertem Amt und allgemeinem Priestertum umsichtig thematisiert wird.<sup>398</sup> Die inhaltliche Füllung des Ordinationsgelübdes und also die inhaltliche Verpflichtung der Pfarrer erhält in den Überlegungen Karles keine gestaltende Kraft.

Das macht es möglich, dass Isolde Karle die kulturphilosophischen Erkenntnisse Jan Assmanns gradlinig zu einem programmatischen Rahmen für das berufliche Handeln des Pfarrers aufbauen kann. Der Pfarrer erscheint in ihrer Darstellung als Schlüsselfigur in der Aufgabe, das „kulturelle Gedächtnis“ lebendig auf seine „Ursprungstraditionen“ zu beziehen und so „in einer individualisierten und gegenwartsbezogenen Gesellschaft an Geschichten mit normativer und formativer Kraft“ zu erinnern.<sup>399</sup> „Pfarrerinnen und Pfarrer haben die Aufgabe, durch eine lebendige Interpretation Distanz zu den fundierenden Texten der christlichen Gemeinschaft abzubauen, in das kulturelle Gedächtnis einzuweisen und damit eine Zirkulation und gemeinsame, lebendige Erinnerung und persönliche Aneignung zu fördern“, schreibt sie.<sup>400</sup>

Damit erhalten die Pfarrer in einem grossen kulturellen Zusammenhang eine schöne und schwere Aufgabe zugesprochen. Dem Praktiker stellt sich dabei aber die Frage, ob tatsächlich für sein Wirken in dieser Weise gebettet sei, ob also tatsächlich seine Möglichkeiten so gross sind, wie es ihm dieses kulturphilosophische Bild vor Augen stellt?

---

<sup>397</sup> A.a.O., S. 170

<sup>398</sup> A.a.O., S. 137ff.

<sup>399</sup> A.a.O., S. 223, insb. S. 231

<sup>400</sup> A.a.O., S. 228

Bekanntlich hat Jan Assmann seine Einsichten anhand der altägyptischen Kultur gewonnen. Vorsichtig formuliert er die Vermutung, dass sich das altägyptische Zeitdenken verallgemeinern, dass sich aus ihm ein für alles menschliche Leben grundlegendes Zeitverständnis erheben lasse.<sup>401</sup> Diese Annahme ist vorausgesetzt, wenn er beschreibt, wie „kultureller Sinn“ entsteht und Religion „Ungleichzeitigkeit“ vermitteln und also ein Leben in zwei Welten ermöglichen kann.<sup>402</sup> Er selber hält aber fest, dass dieses Konzept in Spannung, wenn nicht in Widerspruch steht zu dem, was der Apostel Paulus als den Weg zur Aneignung der Heilszeit beschreibt: „Alle können von der natürlichen Evidenz ... zur ‚mystischen Schau‘ gelangen, wenn sie sich der Einweihung unterziehen“. Das ist die Voraussetzung dessen, was Assmann als den Weg der Heilsaneignung beschreibt. Doch diese Universalität ist nach dem Verständnis Assmanns genau das, was Paulus ablehnt und als ein Schauen antithetisch dem Glauben entgegenstellt (2. Kor 5,7).<sup>403</sup>

Auf solche Präzisierungen geht Isolde Karle nicht ein. Die kulturelle Herausforderung, die sich für den Pfarrer dadurch ergibt, dass massgebende Vertreter der europäischen Kulturintelligenz seit gut zweihundert Jahren bewusst an den biblischen Erzählungen vorbei auf scheinbar allgemeinere Manifestationen des Göttlichen zu greifen versuchen und den Anspruch erheben, dass sie ausserhalb der Kirchen in scheinbar humanere Heilszeiten einführen können<sup>404</sup>, bleibt unreflektiert. Mit Assmanns Hilfe beschreibt Karle die Aufgabe des Pfarrers so, als ob er in einer religiös geschlossenen Gesellschaft nur eben kunstfertig ein „kulturelles Gedächtnis“ zu pflegen hätte, das unangefochten allen gemeinsam ist.

Assmann ist in seinen Überlegungen geleitet von Erkenntnissen, die er am Beispiel einer vergleichsweise kompakten Gesellschaft gewinnt, in der Politik und Magie, Religion und staatliche Macht gerade nicht ausdifferenziert sind, sondern „archaisch“ ineinander fließen. In dieser Gesellschaft gab es gerade keine Universitäten, in denen mit kritischer Distanz nach der Wahrheit gefragt und die rationale Erkenntnis dieser Wahrheit zur Voraussetzung für ein professionelles Wirken gemacht wurde. Wenn hier grossflächig an diese sozialen Unterschiede erinnert wird, soll dadurch auch die theologische Differenz deutlich werden, die Jan Assmann als die Differenz zwischen einer allgemeinen kulturellen „Erinnerungsarbeit“ und dem spezifisch neutestamentlich geprägten Zugang zur Wahrheit beschreibt. Dadurch soll erkennbar werden, was in der Darstellung Isolde

<sup>401</sup> „Es spricht viel dafür, dass sich die Unterscheidung zwischen Kreis und Pfeil, zwischen zyklischer und linearer Zeit, zwischen Erneuerung und Erinnerung als die fundamentale Leitdistinktion in der Konstruktion kultureller Zeit erweisen lässt“ (Ägypten, S. 32).

<sup>402</sup> A.a.O., S. 230

<sup>403</sup> Moses der Ägypter, S. 78. Assmann schärft ein: „Die Grenze zwischen natürlicher Schau und mystischer Schau verläuft anders als die Grenze zwischen Schau und Glauben.“ Erstere ist eine graduelle, letztere eine kategoriale.

<sup>404</sup> A.a.O., S. 88ff.; vgl. dazu u. Selbstüberhöhung und Selbstgefährdung der liberalen Gesellschaft.

Karles nicht erkennbar wird: dass sich für die Berufstätigkeit der Pfarrer spezifische Schwierigkeiten ergeben dadurch, dass die religiöse Kultur der Kirche durch den Bezug auf das Neue Testament begründet wird. In anders fundierten religiösen Gemeinschaften treten diese Schwierigkeiten nicht in gleicher Weise auf.

Wenn der Pfarrer mit Hilfe der Bibel und der christlichen Feste den „kulturellen Sinn“ inszenieren will, macht sich unweigerlich die Eigenart dieser Tradition bemerkbar: die Feste beziehen sich nicht auf Ereignisse in einer kulturell geformten Zeit und bilden keinen allgemein-menschlichen Sinn ab. Sondern sie beziehen sich auf Geschichten in der Geschichte, und zwar so, dass sie diese Geschichten auch kalendarisch lokalisierbar machen wollen, was der altägyptischen Kultur fremd ist.<sup>405</sup> Diese „zufälligen Geschichtswahrheiten“ (wie Lessing sie disqualifiziert<sup>406</sup>) wecken immer zweifelnde Fragen. Jeder Pfarrer erlebt das vielfältig: er liest mit seinen Konfirmanden die Weihnachtsgeschichte nach Lukas, und sogleich erhebt sich die Frage: Ist Jesus wirklich von der Jungfrau Maria geboren? Ist er wirklich auferstanden, lautet die entsprechende Frage zu Ostern. Wenn „in der Feier des Heiligen Abendmahls . . . das Gedächtnis an Jesus Christus . . . rituell inszeniert“ wird, dann ist es die Not des Pfarrers, dass es sich gerade nicht so verhält, wie Isolde Karle voraussetzt. „Im Teilen von Brot und Wein“ wird die Präsenz des Gekreuzigten und Auferstandenen gerade *nicht* „sinnenfällig“ „erfahren“<sup>407</sup>. Erfahbar ist im Abendmahl nur, dass Brot gegessen und Wein getrunken wird und Menschen dadurch einen Moment lang diese Gemeinschaft haben. Dass in diesem erfahrbaren Geschehen der Gekreuzigte und Auferstandene präsent ist, wird *verkündigt* – und dieses verkündigte Wort will *geglaubt* sein. Ist es aber glaubwürdig? Ist Israel tatsächlich das eine, von dem einzigen lebendigen Gott erwählte Volk, steht als die Frage dieser Fragen im Hintergrund. Diese Frage mag von der akademischen Theologie als eine überwundene Frage des theologischen Richtungsstreites beiseite geschoben werden. Das verhindert aber nicht, dass die Pfarrer in ihrer Berufstätigkeit wieder von ihr eingeholt werden.

Die gestaltenden Aufgaben des Pfarrers sind untrennbar mit dieser inhaltlich gegebenen Schwierigkeit verbunden. Die Einheit der europäischen Kultur ist in ihren Grundlagen aufgerissen. „Einige aber zweifelten“, heisst es in der kanonischen Fassung der Geschichte, die das christliche Abendland grundlegt (Mt 20,17). Gerade im Religiösen haben die europäischen Gesellschaften kaum je eine kompakte Einheit gebildet, seit die alten germanischen und keltischen Stammesgemeinschaften aufgebrochen worden sind von der Botschaft der christlichen Missionare. Und die modernen Gesellschaften machen es sich explizit, mit institutionellen Massnahmen, zur Aufgabe, den fundierenden Anspruch des Glaubens

---

<sup>405</sup> Assmann, Ägypten, S. 37f.

<sup>406</sup> Vgl. Karl Barth, Die protestantische Theologie, S. 225f.

<sup>407</sup> Der Pfarrberuf, S. 229

zu begrenzen und zu verhindern, dass er undifferenziert in alle Bereiche des Lebens dringt. Der Inhalt, den der Pfarrer „zirkulieren“ lässt, um in das kulturelle Gedächtnis einzuweisen, ist eine Wahrheit, die nicht allgemein menschlich zu haben ist. Er vergegenwärtigt eine heilige Zeit, mit der man nicht durch religiöses Erleben und mystisches Schauen verschmelzen kann. Sie wird gegenwärtig durch eine Predigt, von der immer offen bleibt, ob sie Glauben findet oder nicht (Jes 52,12). Es ist „allein“ der Glaube, der nicht einen „kulturellen Sinn“, sondern das Geheimnis einer „sakramental“ vergegenwärtigten Wahrheit erfasst.

An dieser Wahrheit entzündeten sich die Fragen, die wesentlich dazu beigetragen haben, dass in der europäischen Kultur früh schon tiefe geistige Risse aufgetreten sind, und dass sich mit den Universitäten Institutionen etabliert haben, die den zweifelnden Fragen weiten Raum bieten.<sup>408</sup> Die Universitäten wurden gegründet – gewiss nicht, weil sie den „Sophismus“ und die „Skepsis“ kultivieren wollten. Das hat man im Mittelalter und bis tief in das konfessionelle Zeitalter hinein mit Abscheu betont. Sondern sie wurden gegründet mit dem Ziel, die Fragen zu schärfen, zu disziplinieren und so zu formen, dass sie sich nicht selber in nihilistischer Weise überheben.

Dieses Inhaltliche wird im schwungvollen Plädoyer Isolde Karles für die „Sachthematik“ nicht einmal angedeutet. Der kulturoptimistische Gang ihrer Ausführungen verschleiert die Schwierigkeiten und verheißt den Pfarrern alle Möglichkeiten eines grundlegenden Wirkens im Herzen der modernen Gesellschaft. Was ist, wenn die Pfarrer nicht vorankommen mit dieser Aufgabe? Wenn sie wie Ernst Lange die Wirkungslosigkeit ihrer Kulturarbeit spüren? Wenn sie trotz dem Bemühen um eine hohe Kunstfertigkeit nur mit viel Mühe eine marginale Stellung bewahren können? Tragen dann die Pfarrer die Verantwortung dafür, weil sie zu wenig taktvoll, nicht immer erreichbar und ganz einfach nicht genial genug sind? Die Anfechtungen, die Ernst Lange in ratlos bedrängte Worte gefasst hat, drohen im professionssoziologischen Optimismus in den Moralismus über beruflich unzureichende Leistungen umzuschlagen.

Vor allem aber vermag Isolde Karle nicht zu erklären, weshalb der Pfarrerberuf in seiner Geschichte gerade auch dann, wenn er das Sozialgefüge vital durchdrungen hat, begleitet gewesen ist von – oftmals erbitterten – Leidenschaften und Streitigkeiten über das Recht und die Wahrheit dessen, was die Pfarrer inhaltlich zu vertreten haben. Das Ringen darum etwa, dass im Gottesdienst die richtigen liturgischen Formulierungen verwendet würden und dass Taufkandidaten sich mit bestimmten Begriffen binden und sich von anderen gedanklichen Bindungen los-sagen sollten, kann in ihrer Darstellung kaum verständlich werden. Um es mit

<sup>408</sup> „Europa, so aufgefasst, hat sich von Anfang an auf eine Kultur eingelassen, die nicht homogen, nicht in sich stimmig und nicht aus einem Guss war“ (M. Fuhrmann, *Bildung*, S. 10, zum Entstehen der Universitäten S. 18ff.).

biblischer Anschaulichkeit zu sagen: Was die Propheten und Apostel mit ihrem Eifer für den einen und einzigen Gott und ihrer Polemik gegen alle anderen Götter den Predigern des Evangeliums mitgegeben haben (und was Zwingli daraus für seine eindringlichen Mahnungen zur steten Gerichtspredigt schöpft<sup>409</sup>), erhält keinen Raum und schon gar nicht ein irgendwie prägendes Gewicht in diesem Bild vom Pfarrberuf. Isolde Karle kann nicht darlegen, weshalb es – sozial dis-funktional – die Aufgabe des Pfarrers sein kann, zwischen dem wahren Glauben an den wahren Gott und einem falschen Glauben an falsche Götter zu unterscheiden. Das blanke Unverständnis, mit dem sie Josuttis begegnet, und der Verzicht darauf, sich mit Karl Barths Kritik am schleiermacherschen Neuprotestantismus zu beschäftigen, korrespondieren mit diesem Manko.

Das Inhaltliche wiederholt sich im Formalen. Die Professionen setzen Vertrauen voraus, hält Isolde Karle fest, und deshalb gehört es zu einer „professionellen“ Berufsausübung, dass Vertrauen erworben, bewahrt, gepflegt und gestärkt wird. Es ist darum legitim, ja unabdingbar, dass von den Berufsinhabern ein Vertrauen erweckendes und die positiven Erwartungen stabilisierendes Verhalten gefordert wird. Dazu gehört zentral die seelsorgerliche Verschwiegenheit, aber es ist konsequenterweise auch ein „würdiger Lebenswandel“ zu fordern, wie das bei den Pfarrern im Ordinationsgelübde geschieht. Aus soziologischen Gründen ist es nicht möglich, in den Professionen schwere sittliche Verfehlungen zu dulden<sup>410</sup>. Denn diese zersetzen das Vertrauen, das eine professionelle Tätigkeit erst möglich macht. “

Damit Vertrauen entstehen kann, ist auch Kontinuität gefragt. Es muss verlässlich sein, was man von einem Pastor erwarten darf<sup>411</sup>. Deshalb muss der Pfarrer oder sein Vertreter jederzeit erreichbar sein.<sup>412</sup> Und mehr noch ist von den Pfarrern „Takt und Höflichkeit“ und „Ehrerbietung und Benehmen“ in ihrer Berufstätigkeit zu fordern.<sup>413</sup> Sie verhalten sich professionell, wenn sie „Moral im Umgang mit Moral“ zeigen und ihren eigenen ethischen Standpunkt relativieren können, weil sie wissen, dass Orientierung nichts Festes ist, sondern in jeder Situation neu gewonnen werden muss.<sup>414</sup>

Im Stil und Ton muss der Pfarrer sich also davor hüten, jemals auch nur in eine ferne Nähe zu den unerbittlich schroffen Wehrufen der alttestamentlichen Propheten oder zu den noch schärfer schneidenden Worten Jesu zu geraten. Wenn

---

<sup>409</sup> Der Hirt, S. 267f.

<sup>410</sup> I. Karle, a.a.O., S. 72ff. Im Hinblick auf den geforderten Lebenswandel verweist Karle nur auf den „extremen Fall von Pastor Karl Geyer, der des Totschlags an seiner Ehefrau schuldig gesprochen wurde“ (a.a.O., S. 74).

<sup>411</sup> A.a.O., S. 154ff., elementarer noch S. 62

<sup>412</sup> A.a.O., S. 236f.

<sup>413</sup> A.a.O., S. 118ff.

<sup>414</sup> A.a.O., S. 127ff.

er sich an der Bibel orientieren will, weist ihn Isolde Karle am ehesten in die neutestamentlichen Pastoralbriefe, in denen der Bischof als ein zuverlässiger Beamter beschrieben wird<sup>415</sup>, oder in die Bücher Salomos, in denen der Zorn und die leidenschaftlich harten Worte zurückgebunden und ein umsichtig milder Umgang auch mit mühsamen und ungerechten Menschen angemahnt wird (etwa Spr 15,1 oder 25,28).

### Soziale Funktion und ewiges Leben

Für das Verständnis des Pfarrberufes noch ergiebiger als seine positive professionssoziologische Beschreibung scheint der Vergleich mit den anderen Professionen zu sein. Bedeutsame Unterschiede lassen sich so ins Bewusstsein heben. Wichtige Elemente des Pfarrberufes werden fassbar, wenn man sich klar macht, was ihn von anderen, vergleichbaren Berufen unterscheidet. Es sei deshalb hier der Versuch unternommen (den Isolde Karle nicht unternimmt), solche Unterschiede anschaulich zu machen und dadurch die Eigenart des Pfarrberufes profilierter zu Gesicht zu bekommen.

Zunächst fällt auf, dass der Pfarrberuf eingebunden ist in die spezielle Gemeinschaft der Kirche. Und dass er Zielen verpflichtet ist, von denen immer wieder grundsätzlich umstritten ist, ob sie überhaupt menschlich gut und es wert sind, dass sie sozial etabliert werden.

Während es für alle Menschen evident ist, dass die Gesundheit etwas Gutes und dass deshalb der Dienst eines Arztes etwas unbestreitbar Nützliches ist, bricht im Hinblick auf die Berufstätigkeit des Pfarrers je wieder die Frage auf, ob es überhaupt sinnvoll ist, dass ein Mensch an Gott glaubt, oder ob nicht ein Mensch, wenn er im Glauben gestärkt wird, seine Autonomie aufgibt, ohne dafür einen realen Gegenwert zu erhalten.<sup>416</sup> Ein solcher Gedanke stellt sehr direkt das Existenzrecht des Pfarrers in Frage: hat er überhaupt einen guten Auftrag in seinem Beruf? Jeremias Gotthelf lässt in seinem Roman *Anne Bäbi Jowäger* den Pfarrer von seinem Bruder erzählen, der Arzt war, und lässt diesen Arzt mit bedächtigen Worten sagen, weshalb er den Beruf des Pfarrers als unzeitgemäss, ja, als eine verderbliche Tätigkeit erachte: „Er bedauerte, dass ich ausser Verstandesweite noch etwas annehmen müsse“, sagt der Pfarrer über seinen Bruder, und gibt dieses Bedauern zurück an den Mediziner: „Ich aber bedauerte ihn, dass er neben dem von ihm beherrschten Gebiete kein anderes anerkenne, sodass er mir vorkomme fast wie der Kaiser von China, der ausser seinem allerdings grossen Reiche ebenfalls

<sup>415</sup> S. u. Teil 2.3, Stabilisierende Kräfte: Eine rechtschaffene Person für das Amt

<sup>416</sup> Vgl. diese unruhige Frage Langes o. Anm. 136

keine andern Reiche anerkennen wolle.“<sup>417</sup> Umstritten am Pfarrberuf ist vor allem sein Auftrag, der ihn über die Grenzen einer neuzeitlichen Rationalität weist.

Auch wenn man den Pfarrberuf mit dem Auftrag eines Juristen vergleicht, lässt sich ein ähnlicher Unterschied wahrnehmen. Kaum ein Mensch zieht in Zweifel, dass es eine Wohltat ist, wenn das Recht gesucht und gesprochen wird. Viele aber sehen es als unnötig oder gar als irreführend an, wenn die Pfarrer das Wort Gottes aus den heiligen Schriften der Bibel zu verkünden suchen, und wenn sie mit Hilfe dieses Wortes zwischen rechten und falschen Gebeten, wahrer und falscher Hoffnung unterscheiden.

In der Folge dieses Unterschiedes ergeben sich grosse Unterschiede in der Form der Berufstätigkeit: während es allgemein üblich ist und problemlos akzeptiert wird, dass Ärzte und Juristen frei praktizieren, ist eben dies unter den Pfarrern verpönt. Frei schaffende Pfarrer, die im privaten Auftrag religiöse Feiern gestalten, seelsorgerliche Wegweisung bieten oder Kursgemeinschaften sammeln, geraten in Verdacht, dass sie wie die Sophisten aus der Wahrheit ein käufliches Gut machen oder sektiererisch einen Kreis von Hörigen um sich scharen. Im Vergleich mit den anderen Professionen springt es ins Auge, weshalb das so ist: Ärzte und Juristen dienen funktional begrenzten Anliegen, die sich rational überblicken und kontrollieren lassen. Die Pfarrer aber haben einen Auftrag, der ohne eine zeitliche Limite in alle Bereiche des Lebens greift und mit Verheissungen verbunden ist, die über alles hinausgehen, was sich vernünftig verifizieren lässt. Während der Notar einen bestimmten Vertrag in einer begrenzten Angelegenheit aufsetzt, legt der Pfarrer eine heilige Schrift aus, die alles berührt, was zwischen kleinsten Alltagsfragen und unergründlichen Ängsten einen Menschen umtreiben kann. Und während es ohne weiteres einsichtig ist, dass ein Arzt ein bestimmtes Leiden zu überwinden helfen soll und will, kann es unbegreiflich wirken, wenn ein Pfarrer einem Menschen in einer schwierigen Lage alles noch schwerer macht dadurch, dass er zu den Fragen nach dem zeitlichen Wohl noch diejenigen nach dem ewigen Heil ins Spiel bringt.

Der Pfarrer hat nicht nur einen Trost zu spenden, der hier und jetzt beruhigt. Sondern der Anspruch in seinem beruflichen Schaffen ist der, dass dieser Trost auch wahr und recht ist vor Gott, im Hinblick auf das ewige Urteil, das sich über den Völkern offenbaren wird im letzten Gericht (Mt 25,31-46). Der Pfarrer soll nicht nur dem je individuellen Wohlbefinden dienen, sondern dem, was den Leib Christi aufbaut und die vielen Glieder der kirchlichen Gemeinschaft verbin-

---

<sup>417</sup> „Es schien ihm rein unmöglich, dass ein vernünftiger Mensch noch an Dinge glauben konnte, die ausser dem Gebiet des Begreiflichen und Erklärbaren lagen.“ Der aufgeklärte Arzt erklärt sich die Weiterexistenz der Pfarrer teils mit der – später marxistisch propagierten – Betrugstheorie (sie profitieren in ihrer Stellung von der Volksverdummung), teils mit persönlicher Dummheit (Anne Bäbi Jowäger, Bd. 2, 13. Kapitel, in der Ausgabe W. Muschgs, Basel 1949, S. 26ff.).

det durch den gemeinsamen Glauben und die daraus erwachsende Liebe (1. Kor 12,1ff. u. Eph 4,1ff.). Das sind die inneren Gründe, weshalb ein freischaffendes Wirken eines Pfarrers als problematisch empfunden wird und sich mit dem faden Geschmack von persönlicher Willkür, Käuflichkeit und Anmassung verbindet.

Deshalb entfaltet der Pfarrer seine Tätigkeit nicht nur aus seinem akademischen und empirischen Wissen heraus, sondern er wird in seiner Tätigkeit begleitet von einer Behörde, in der Laien gestaltend mitbestimmen. (Vergleichbares geschieht, wenn in einigen Rechtssystemen professionelle Juristen mit Laienrichtern zusammenwirken.) Der Pfarrberuf verdankt sich der sozialen Körperschaft der Kirche, und dieses „soziale System“ ist zuerst und zuletzt nicht (wie dies das luhmannsche System voraussetzt) dadurch bestimmt, dass es eine bestimmte soziale Funktion übernimmt. Die Kirche ist nicht Kirche, weil sie die religiösen Bedürfnisse aufnimmt und diese Bedürfnisse auf eine professionell differenzierte Weise kultiviert. Die Pfarrer verwehren sich zu Recht gegen den Versuch, ihr Wirken auf die Sphäre des Religiösen einzugrenzen.<sup>418</sup> Die Kirche ist durch ihre Bindung an Jesus Christus definiert<sup>419</sup>, und der Anspruch Christi ist nicht funktional begrenzt, sondern er greift, wie in der Barmer Theologischen Erklärung noch wieder betont wurde, in alle Bereiche des Lebens. Deshalb können die Pfarrer ihren Beruf nicht in freier Professionalität weiterentwickeln, sondern sie sind körperschaftlich eingebunden und werden begleitet und gestützt (und oft auch, zu Recht oder zu Unrecht, behindert und eingeschränkt) durch kirchliche Gremien, die von aussen über ihre Amtstätigkeit mitentscheiden. Nichtpfarrer bestimmen mit, wie der Pfarrberuf ausgeübt werden soll, zu Recht, weil es nicht nur um professionelle Kunstfertigkeit, sondern um den Dienst an einem gemeinsamen Gut geht. Ohne diese körperschaftliche Einbindung, und also ohne diese kritische Begleitung durch ein Laiengremium, kann der Pfarrer seinen Beruf nicht wirksam ausüben. Denn er hat nicht nur begrenzte Dienstleistungen zu erbringen, sondern soll mit seinem Wort und seinem Werk in das ganze Leben einer ganzen Lebensgemeinschaft greifen.

Die Pfarrer sind kirchlich gebunden, und ihre Profession lässt sich deshalb nur begrenzt mit derjenigen der Ärzte und Juristen vergleichen. Das zeigt sich an einer weiteren Besonderheit: Während bei Juristen und Ärzten das Gelübde in den Hintergrund treten kann, weil der Auftrag eine rational evidente Ausrichtung hat, würde der Pfarrberuf rasch seine Professionalität verlieren, wenn das Ordinationsgelübde wegfallen würde. Denn es ist ja die Bindung an die Schriften der Bibel, die geschichtlich dazu geführt hat, dass die Pfarrer ein akademisches Studi-

<sup>418</sup> Vgl. die Auseinandersetzung einiger religiös-sozial und barthianisch geprägter Theologen mit dem liberalen Religionsphilosophen Lübbe (*Reformatio* 39, S. 107ff.; u. Anm. 497).

<sup>419</sup> Exemplarisch die „Schlussrede“ der Berner Disputation von 1527 (*Aktensammlung zur Geschichte der Berner Reformation*, S. 521).

um absolvieren, und es ist nach wie vor diese Bindung, die ihrem Studium einen einigermaßen fest umrissenen Gehalt gibt. Wenn die Pfarrer nur zuständig wären für einen kultivierten Umgang mit religiösen Bedürfnissen, würde ihr Beruf alle Konturen und am Ende die Standards einer europäischen Rationalität verlieren.

Näher liegend ist so gesehen der Vergleich des Pfarrberufes mit demjenigen der Lehrer: beide haben ihre Stellung und ihren Auftrag in einer Körperschaft, die vorgibt, welche Inhalte sie zu vermitteln haben, und eine gewisse Kontrolle ausübt, ob dies auch so geschieht. Beide Male hat dies seinen Grund darin, dass Pfarrer und Lehrer einen Auftrag versehen, von dem die Betroffenen nicht ohne weiteres abschätzen können, ob dieser Auftrag rechtens und sinnvoll ist. Aber während es bei den Lehrern die mangelnde Reife und der noch fehlende Überblick der Schüler ist, die verhindern, dass diese den Dienst ihrer Lehrer eigenverantwortlich definieren, begegnet bei den Pfarrern ein weit grundlegendes Problem: was die Pfarrer zu vertreten haben, ist immer, in jeder Lebensphase, höher als alles, was Menschen in eigener Verantwortung zu überblicken vermögen (Phil 4,7). An die Stelle der je individuellen Kontrolle tritt deshalb das besondere Recht eines „Kirchentums“<sup>420</sup>. Es stellt, soweit menschlich möglich, sicher, dass die vermittelten Inhalte diejenigen sind, die von den vorangehenden Generationen als richtig erkannt worden sind und die sich dementsprechend in den Wechselfällen vieler Menschenleben bereits bewährt haben. Wenn es also zwischen Lehrern und Pfarrern die grosse Gemeinsamkeit gibt, dass sie beide ihre Aufgabe nicht als eine eigenständige Tätigkeit auf je persönliche Anfragen und Bedürfnisse hin tun, so besteht gleichzeitig der Unterschied, dass die Aufgaben der Lehrer zeitlich und inhaltlich begrenzter sind, während diejenigen des Pfarrers zwar begrenzt sind in Bezug auf den Inhalt, nicht aber in Bezug auf den zeitlichen und räumlichen Anspruch, der mit diesem Inhalt erhoben ist.

Von Tag zu Tag reduzieren die Pfarrer die religiöse Komplexität. Aus der Fülle dessen, was Religion, Bibel, Tradition und Lebenserfahrung vorgeben, wählen sie aus, was im „kirchlichen Funktionssystem“ zur Sprache und zur Geltung kommen soll. Ist ihr Tun und Lassen erst einmal in dieser soziologischen Weise durchschaut, erhält ihr Ordinationsgelübde eine weit tiefere Bedeutung als nur die, dass es den umfassenden Anspruch des Pfarrberufes inhaltlich eingrenzt. Weit wichtiger ist, dass das Ordinationsgelübde ein naives Vertrauen formuliert und mit dieser Naivität im neuzeitlichen Sozialsystem eine Realität ins Spiel bringt, die grundlegend ist für den Bestand der liberalen Gesellschaft. Gegen den Zynismus, der auf die Erkenntnis folgt, dass die Wahrheit von sozialen Interessen manipuliert wird, stellt das Gelübde den Glauben, dass es eine Wahrheit gibt, die gut und es wert ist, sich ihr zu beugen.

---

<sup>420</sup> Dazu u. Teil 2, Die Kirche und die „Kirchentümer“

Mit dem Ordinationsgelübde bekennen die Pfarrer, dass sie einer Wahrheit verpflichtet sind, die auch ihrem professionellen Können nicht zur Disposition steht. Sie anerkennen, dass sie in den Dienst dessen gestellt sind, der von sich selber sagt, dass er die Wahrheit ist, und der seinen Jüngern verheißt, dass sein Geist sie in aller Wahrheit leiten wird (Joh 8,31f.; 14,6; 16,13) – und dass von dieser Wahrheit verunsichernde und sozial destabilisierende Wirkungen ausgehen (Lk 12,51). Die Pfarrer vertreten also professionell eine Wahrheit, die zwar nicht absolut in einem philosophischen Sinn ist. Diese Wahrheit ist aber auch nicht relativ, wie der aufgeklärte philosophische Gedanke es von allen Erkenntnissen annimmt. Sie ist kein menschliches Produkt, das um der sozialen Funktion willen konstruiert wird, wie die Systemtheorie Luhmanns das unterstellt. Wenn Jesus von sich sagt, dass er in seiner Person die Wahrheit ist, stellt er sich dadurch in Relation zu der Fülle der raum-zeitlichen Fakten und Denkbareiten, und tritt mit ihnen in einen kritischen, lebendigen Austausch. Aber dieser Austausch ist gekennzeichnet von klaren Konturen. Es werden Präferenzen und Hierarchien aufgerichtet, dadurch etwa, dass Jesus in seinem Namen taufen und das Abendmahl feiern lässt. Und es werden Aussagen und Ansprüche als unrechtmässig und betrügerlich qualifiziert und zurückgewiesen. So wird die Wahrheit „leibhaftig“ relativ, bezieht sich auf Gegebenheiten, Ereignisse, Postulate, die das Denken wiederum beziehen kann auf die Wahrheit, die sich in und mit dem Namen Jesu Christi dargeboten hat.

Indem die Pfarrer sich durch ihr Ordinationsgelübde zu dieser Wahrheit bekannt haben und in dieser Bindung ihre Arbeit tun, leisten sie einen stillen, untergründig wirksamen Beitrag, um die westliche Kultur zu schützen vor dem Gespenst des Relativismus, das in ihr umgeht. Sie tragen viel dazu bei, dass der Wille zur Wahrheit lebendig bleibt, und dass das wohl begründete Misstrauen gegen die Mächtigen nicht umschlägt in einen grundlegenden Verlust von Vertrauen und Glauben.<sup>421</sup> Denn wenn sie die „Komplexität reduzieren“, um das „religiöse System“ funktionsfähig zu erhalten, tun sie das ja nicht souverän nach undurchsichtigen Kriterien. Zwar verfügen auch sie über ein akademisch breites Wissen und über die Kunstfertigkeiten eines Berufsstandes, die sich für die Mehrzahl der Menschen nur schwer kontrollieren lassen. Aber die grundlegende Reduktion der Komplexität ist immer schon gegeben. Der Kanon der biblischen Schriften ist definiert und als solcher allen Menschen zugänglich gemacht. An ihm können und müssen sich die Pfarrer ausweisen. Eine breite Allgemeinheit hat dadurch die Möglichkeit, sich selber zu überzeugen, ob die Setzungen der Pfarrer einem willkürlichen Vollzug ihrer Macht entstammen und sich dem zynischen Habitus einer „Funktionselite“ verdanken, oder ob sich die Pfarrer einer Wahrheit beugen,

---

<sup>421</sup> Vgl. u. Teil 2, Diener einer vernünftigen Vernunft

die ihnen über- und vorgeordnet ist. Umso zersetzender sind die Folgen, wenn die Pfarrer mit ihrem Expertenwissen den Anspruch erheben, dass sie den Kanon neu definieren und seine Komplexität kraft ihrer fachlichen Kenntnisse eigenmächtig reduzieren können. Dann erscheinen auch die Pfarrer als Vertreter einer willkürlichen Definitionsmacht, am ehesten wohl als Vertreter ihres eigenen sozialen Interesses, ja, ihres Standesdünkels, als Funktionäre, die aus ihrem professionellen Verständnis heraus das Recht beanspruchen, die sozial nützliche Wahrheit des Glaubens zu definieren. Wo die Türen für eine solche losgelöste theologische Professionalität aufgehen, weht der kalte Wind einer Vernunft, die nichts Heiliges verehrt, und die darum ihre Fragen nur noch stellt, um andere zu prüfen, ohne mit der Möglichkeit zu rechnen, dass ihre eigenen Fragen geprüft und geläutert werden müssten von dem Geheimnis des Lebens (Mk 10,1-9).